Schriften der Bewegung
Herausgegeben von
Reichsleiter Philipp Bouhler

A 36571:2

Heft 3

Rasse ist Gestalt

Von
Ludwig Ferdinand Clauß

Mit sechs Bildern nach eigenen Aufnahmen des Verfassers und vier Seitenrissen

Zentralverlag der NSDAP., Frz. Eher Nachf. München

Schriften der Bewegung

Herausgegeben von Reichsleiter Philipp Bouhler

Bisher sind erschienen:

Heft 1: **Die Nürnberger Judengesetze**
Nationalsozialistische Rassen- und Bevölkerungspolitik. Von Reichsärzteführer Dr. G. Wagner . . Kart. RM. —.40

Heft 2: **Vererbung, eine weltanschauliche Grundfrage**
Grundsätzliche Fragen der Erb- und Rassenkunde, die alle angehen. Von Dr. Gustav Franke . . Kart. RM. —.40

Heft 3: **Rasse ist Gestalt**
Von Ludwig Ferdinand Clauß . . . Kart. RM. —.40

Heft 4: **Arbeit und Eigentum**
Von Dr. Kurt Seesemann . . . . Kart. RM. —.40

Heft 5: **Rechenschaftsbericht des Unternehmers an Kapital und Arbeit**
Von E. Langen . . . . . Kart. RM. —.40

Heft 6: **Wo steht die Wissenschaft?**
Von Dr. Gerhard Krüger . . . . . Kart. RM. —.40

Demnächst erscheinen:

Heft 7: **Das Beamtengesetz — ein nationalsozialistisches Grundgesetz** Von Reg.-Rat Kurt Krüger

Heft 8: **Volkstumskampf vor den Grenzen** Von Dr. H. Schacht

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Schriften der Bewegung / Heft 3

Herausgegeben von Reichsleiter Philipp Bouhler

Rasse ist Gestalt

Von

Ludwig Ferdinand Clauß

Mit sechs Bildern
nach eigenen Aufnahmen des Verfassers
und vier Seitenrissen

1937

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. / München

159.92
572.9

23 –

Gegen die Herausgabe dieser Schrift werden seitens der NSDAP. keine Bedenken erhoben

Der Vorsitzende

der Parteiamtlichen Prüfungskommission zum Schutze des NS.-Schrifttums

Berlin, den 3. Januar 1937

Nachdruck,
auch auszugsweise, nicht gestattet
Printed in Germany

SLO
Sf. 1890
Riigiraamatukogu
№ A 36 511:2
23 – V – 42.
RM 0.40.
Rt Bchh.

Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München

Einzigartig oder artgemäß?

Es ist noch nicht lange her, da galt es in jenen Wissenschaften, die sich mit der Geschichte des menschlichen Geistes befassen, weithin als selbstverständliches Ziel der Forschung, im menschlichen Werke und seinem Schöpfer, dem geschichtlich bedeutsamen Menschen, immer nur das Einmalige, das Einmalig-Besondere zu sehen und zu suchen und sorgsam herauszustellen. Dieses Einmalig-Besondere allein schien jener Forschung das geschichtlich Bedeutsame im einzelnen Menschen zu sein: das also, um dessentwillen es sich lohnte, das Leben einzelner Menschen forschend zu betrachten.

Eine solche Betrachtung mußte vielleicht einmal sein. Im Rahmen der Wissenschaft brachte sie manche Frucht, deren Wert — im Rahmen der Wissenschaft — noch heute besteht. Doch außerhalb dieses Rahmens war die Wirkung anders. Im geistigen Leben der gebildeten Schichten entstand jener seltsame Weihrauchdunst ums Einzigartige, jene Anbetung des „Individuums" und jene Pflege des Sich-Auslebens in „individuellstem" Leben — ein geistiges Gebaren, das uns heute schon so fremd und entrückt ist wie die Zeiten der Allonge-Perücken oder des Rokokos.

Jede Zeit, die entschlossen aus eigenem Geiste lebt, ist notwendig ungerecht gegen abgelebte Zeiten — am meisten gegen die Zeit, aus der sie selbst hervorging. Ob jene versunkene Zeit der Einzigartigkeit, mit dem Auge eines ewigen Richters gesehen, doch einmal als Schöpferin ewiger Werte dasteht, kann unsere Frage nicht sein: zu tief noch steckt uns heute in den Gliedern das Miterlebnis ihrer ruhmlosen Auflösung. Und uns scheint, als hätte diese Auflösung im Sinne jenes geistigen Gebarens selbst gelegen: jene geistige Haltung zeigt ja, wenn sie zu Ende gedacht wird, in sich selbst schon den Hinweis auf einen Krankheitstod. Den von ihr gepflegten höchsten Wert, das Einzigartige, zumal den einzigartigen Menschen, löste sie los von dem, was allein auch dem Einzigartigen Kraft und Sinn gibt; sie löste ihn

los von seiner letzten Wurzel: der Art. Das von der Wurzel Gelöste konnte nicht anders als welken. Das spürte man wohl, doch man bejahte das Welken und verliebte sich zuletzt in das eigene Kranksein: man genoß die gesteigerte Einzigartigkeit des kranken Lebens und pflegte das Farbenspiel der Auflösung. Man pflegte die Krankheit, aber nicht um sie zu heilen, denn Heilung hätte die kostbare Eigenart des Übels zerstört. Der Wert der Einzigkeit des Einzelnen stand so sehr außer Frage, daß an ihm um keinen Preis gerüttelt werden durfte — auch dort nicht, wo einmal tiefere Geister ahnten, daß gerade dieses Bewußtsein der Einzigartigkeit des einzelnen Menschen, ins Letzte gesteigert, notwendig in einer inneren Wüste endet, wo alles Leben verdorrt.

Das Ende konnte nichts anderes als Verzweiflung sein. Damit ist wenig gesagt. Es gibt mancherlei Verzweiflung. In den Ländern des Westens hat diese geistige Verzweiflung die Form eines chronischen, eines schleichenden Leidens angenommen. Es ist dort eine Verzweiflung, die nicht endet; sie überschlägt sich nicht, schlägt also auch nicht um in etwas Neues: sie bleibt „fin de siècle“ auch im neuen Jahrhundert. Es mag uns Deutsche mit einem gewissen Stolz erfüllen, daß bei uns die Verzweiflung sich selbst zu Ende dachte und damit zuletzt sich selbst ein Ende schuf. Das war die Flucht in den zu Ende gedachten Gedanken von der Zeitbedingtheit alles geschichtlichen Lebens. Man sah nicht Volk, nicht Blut, nicht Art — man sah Kulturen. Man sah sie wachsen wie eine Pflanze wächst, sah sie „zwangsläufig“ gewisse Formen durchlaufen und schließlich welken, „zwangsläufig“: wie eine einjährige Pflanze welkt, wenn ihr Jahr sich neigt.

Warum muß das so sein? — Die Frage galt als kindisch. Als Antwort kam immer das eine gleiche Wort: das Zauberwort „zwangsläufig“. Es sollte alles sagen, was diese welkende Zeit noch zu sagen wußte: vor lauter eigenem Welken sah sie sonst nichts mehr. Den klassischen Ausdruck gab ihr noch vor der Jahrhundertwende der Franzose Paul Verlaine. Der Verfall des kaiserlichen Roms wurde ihm zum Gleichnis seiner eigenen inneren Zeit:

> Ich bin das Kaiserreich an des Verfalles Ziele,
> das matt den Heereszug der blonden Völker schaut
> und das mit schmaler Hand gezierte Verse baut,
> darauf die Sonne tanzt in müdem, goldnem Stile.

Verlaine erlebte die Dinge auf französisch. Das große philosophische Gedicht vom „Untergang des Abendlandes“ ist ein Menschenalter später und ist auf deutsch geschrieben. Das macht einen Unterschied: einen

Unterschied der Form und der Haltung. Der letzte entscheidende Erlebnisgehalt ist bei beiden fast derselbe. Während aber die Verzweiflung des Franzosen sich in klingender Rede über sich selbst gefällt und erschöpft, geht die deutsche Verzweiflung unbestechbar ihren Weg zu Ende und treibt zuletzt einen neuen Anfang aus sich hervor.

Denn während dies alles vor sich geht, stehen längst schon neue geistige Kräfte zum Einsatz bereit. Wir könnten sie mit dem Worte „Lebensforschung" umfassen und diesem eine etwas weitere Bedeutung geben als dem Worte „Biologie". Doch war es diese, die naturwissenschaftlich gedachte Biologie, die das Fenster aufstieß und damit Raum gab für einen neuen Blick auf den einzelnen Menschen. Nicht in seiner Einzigartigkeit wird nun der einzelne gesehen, nicht seine einmalige Besonderheit ist wichtig. Als etwas völlig anderes steht nun der Einzelne da: als etwas, worin sich ein übergeordnetes, zeitloses Leben darstellt, das Leben der Art.

Diese Umstellung bedeutet sehr viel mehr als einen Wechsel des wissenschaftlichen Gesichtspunkts. Sie bedeutet eine völlige Umwertung des Einzellebens. Nicht mehr die Einzigartigkeit des einzelnen Menschen ist der ihn bestimmende Wert, sondern seine Artgemäßheit: das nämlich in ihm, wodurch er mehr als nur ein Einzelner ist. Nicht mehr das Einmalig-Gültige in ihm ist wichtig, nicht das, was nur ihn allein bestimmt: sein „individuelles Gesetz", sondern das Zeitlos-Gültige in ihm: das Artgesetz.

Wahrhaft befreiend ist dieser Blick durch das Fenster, das die naturwissenschaftliche Biologie damals vor uns aufstieß: befreit wird der einzelne Mensch aus dem muffigen Kerker seines Einzigkeitsbewußtseins, befreit vom Ehrgeiz, nur er selbst zu sein, emporgehoben in ein übergeordnetes Leben, in ein Bewußtsein der bluthaften Teilhabe an etwas, dessen der Einzelne immer nur Erscheinung ist — Erscheinung, die ihn jenem Leben verpflichtet: jenem zeitlosen, jenem mehr-als-einzelnen Leben, von dem allein alles Einzelleben seine Wichtigkeit empfängt und das doch kein entrücktes, kein mystisch-jenseitiges, sondern ein erdverhaftetes, sehr greifbares Leben ist: das Leben der Art.

Wer die Weite dieser Sicht begriffen hatte, der wußte auch, daß ihre Wirkung einmal weit über den Rahmen der Wissenschaft hinausgreifen werde. Denn sie bedeutet letzten Endes ein neues Erfassen der gesamten Welt, einen neuen Maßstab der Welt- und Selbsteinschätzung, ein neues Werkzeug des Sich-selbst-Verstehens. Wenn irgend etwas berechtigt ist, ein „Lebensgefühl" zu heißen; wenn dieses oft mißbrauchte, vielverwischte Wort noch fähig ist, einen klaren Inhalt zu fassen: wenn

es ein Lebens-Gefühl gibt, das geeignet ist, jede noch so schlichte Lebensregung zu begleiten und zu steigern, daß sie über sich selbst hinausweist, dann dieses Lebensgefühl, das aus dem Bewußtsein quillt, daß durch jeden von uns der Strom der Art hindurchgeht von fernster Vorzeit her in fernste Zukunft hinaus. Und auf den Vorwurf der immer noch Einzigartigen, daß wir heute Wissenden uns darauf versteiften, Nachfahren, Enkel ferner Geschlechter zu sein, steht die Antwort da, die frei ist von allem Untergangsbewußtsein: Enkel, ja. Aber auch Ahnherrn zugleich!

Die dritte Wahrheit

Doch davor behüte uns Gott und unser wissenschaftliches Gewissen, daß wir dieses Wort „Art" zum Zauberwort mißbrauchen, so wie früher mit den Wörtern „Einmaligkeit", „Individuum", „zwangsläufig" allerlei seltsamer Zauber getrieben worden ist. Vom Gebrauch des Wortes auf der Straße oder in der Dichtung bis etwa zum Artbegriff der Zoologie schillert das Wort in unzähligen Bedeutungen. Wir werden es darum nicht ungeprüft gebrauchen. Was also sagt uns das Wort? Wir gebrauchen das Wort im Hinblick auf Lebendiges, sofern in diesem ein vererbbares Gestaltgesetz sich auswirkt.

Dies sieht nun aus wie eine Begriffsbestimmung, ähnlich jenen blutleeren Definitionen, aus denen in früherer Zeit manchmal ganze philosophische Systeme abgeleitet wurden. Ich darf darum zur Beruhigung erwähnen, daß gerade derlei am wenigsten in unserer Absicht liegt. „Gestaltgesetz" — das Wort ist nicht aus dem rechnenden Verstande, sondern aus der Fülle täglicher Anschauung geboren, die jeder von uns hat, ob er sich darauf besinnt oder nicht. Wir werden an immer neuen Beispielen, die uns das Leben aller Stufen selber schenkt, immer aufs neue dies zu erweisen haben: daß in allem Lebendigen Gestaltgesetze gelten, ja, daß Leben nicht sein kann außer durch Gestalt — selbst dort nicht, wo es uns scheinbar „ungestaltet", d. h. mißgestaltet, gegenübertritt.

Jede leiseste Kräuselung an der Oberfläche der Seele (falls dies Bild erlaubt ist) nimmt einen anderen Gang, eine andere Wellenform bei den einen Menschen an und eine andere bei anderen; und in solcher Verschiedenheit und Vergleichbarkeit des Verschiedenen kündigt sich das schon an, was uns hier „Gestalt" heißt. Von der Wellenform des Erlebens (um im Bilde zu bleiben) bis zu ihrem Ausdruck an dem im

Raume erscheinenden Leibe dieser Seele läßt sich eine Linie verfolgen, die Gestalt hat und dem Erleben dieser Seele Gestalt verleiht. Ob die Gestalt dieser Linie rein und ohne Bruch ist, hängt vor allem anderen davon ab, ob die leibliche Erscheinung der erlebenden Seele im selben Sinne gestaltet ist wie die erlebende Seele selbst: ob Seele und Leib von gleicher „Art" sind. Die psychologische Menschenkunde, die ich hier vertrete, ist von der Verfolgung solcher Linien ausgegangen: sie begann mit der Untersuchung gewisser Erlebnisverläufe und gelangte so zur Befassung mit dem Ausdruck dieser Verläufe: Ausdruck, der am Leibe erscheint. So gelangte sie weiter zu einer Erforschung der Ausdrucksfähigkeit des Leibes. Die besondere Ausdrucksfähigkeit jedes Leibes hängt wesentlich ab von seiner erscheinenden Gestalt: in der Gestalt jedes Leibes liegt es vorgezeichnet, einem wie-gestalteten Erleben er Ausdruck geben kann. Ist der Leib nicht so gestaltet, wie die Seele ihn braucht, so wird die Wesenseinheit zwischen Seele und Leib, die wir gezeichnet haben, dadurch gesprengt: die seelisch-leibliche Linie wird gebrochen, die Gestalt ist gestört oder — in äußersten Fällen — zerstört, so daß nicht mehr Gestalt, sondern Ungestalt erscheint.

Gestaltgesetze hat letzten Endes jeder im Auge, der in einem wissenschaftlichen Sinne das Wort „Rasse" gebraucht. Freilich, die Umschreibungen des wissenschaftlichen Rassenbegriffes, die wir in naturwissenschaftlich gedachten Rassenbüchern finden, stellen meist anderes in den Vordergrund als das, was uns hier Gestalt heißt. Und es ist wahr: die von mir zuletzt hier vorgeführten Gestaltgedanken sind nicht im Felde jener naturwissenschaftlich gedachten Biologie gewachsen, der wir sonst so viel Entscheidendes verdanken. Die im Naturwissenschaftlichen verbleibende Menschenkunde hat zwar das Feld frei gemacht zur Erfassung der überzeitlichen Gegebenheit „Rasse", aber sie hat — und hier ist der Einsatzpunkt der Rassenseelenforschung — durch ihre geschichtliche Festgelegtheit auf gewisse Methoden sich selbst der Möglichkeit beraubt, das von ihr erschlossene Feld bis ans Ende zu erobern. Die naturwissenschaftlich gedachte Rassenkunde (sie nennt sich gerne schlechthin „Anthropologie", also Menschenkunde, als gebe es außer ihr keine andere Menschenkunde) lehnt es in ihren meisten Vertretern auch heute immer noch praktisch ab, das sehen zu wollen, was uns Gestalt heißt. In Wahrheit sieht auch sie Gestaltbilder und läßt sich in ihrer Forschung von diesen leiten — darauf beruht sogar Ursprung und Möglichkeit auch ihres Forschens. Meist aber glaubt sie sich noch methodisch gezwungen, Gestalt nicht sehen zu dürfen; besser gesagt: so zu verfahren, als wäre sie gestaltenblind.

Die erste entscheidende Klärung naturwissenschaftlichen Denkverfahrens hatte sich ja in jenem Zeitalter vollzogen, in welchem ein Leibniz lehrte, „vérités de raison“ (Vernunftwahrheiten, Erkenntnisse a priori) zu unterscheiden von den „vérités de fait“ (Tatsachenwahrheiten, Erkenntnisse durch Erfahrung). Alle theoretische Wahrheit, alle wissenschaftliche Erkenntnis wird da in zwei Gruppen geteilt. Die einen Wahrheiten sind einsehbar in sich selber; so die Lehrsätze z. B. der Geometrie: sie sind aus reiner Vernunft erkennbar ohne Bemühung der Erfahrung. (Diese sind die „vérités de raison“.) Die andern Wahrheiten sind erfahrungsbedürftig: sie bedürfen der Bestätigung von Fall zu Fall, und nur die Häufung möglichst vieler Fälle, nur die Fülle einzelner Tatsachen bestimmt ihr Wahrheitsgewicht. (Diese sind die „vérités de fait“.)

Wir wollen es mit zwei Beispielen sagen. Der Satz: „Die Winkelsumme eines Dreiecks ist gleich zwei rechten Winkeln“, oder ganz einfach der Satz: „$2 \times 2 = 4$“ gilt in sich selbst und ist einsehbar in sich selbst. Um ihn zu beweisen, schreite ich nicht von Fall zu Fall und schließe: Wenn es in tausend Fällen als Tatsache stimmt, wird es auch im tausendunderſten Falle stimmen. Sondern ich vollziehe eine intuitive Einsicht, d. h. eine Einsicht reiner geistiger Anschauung, wennschon ich mich dabei eines Beispiels bedienen mag. Aber ob ich mir den mathematischen Sachverhalt an Äpfeln klarmache oder an Papierkugeln oder (im Falle der Dreiecksgesetze) an Papierdreiecken: all das sind ja nur Schauhilfen, die dem Klarmachen dienen. Es sind nicht Experimente.

Wenn ich aber — wiederum rein intuitiv — versuche, eine Änderung dieser Erkenntnis vorzustellen (etwa daß $2 \times 2 = 5$ sei oder die Winkelsumme eines Dreiecks mehr als zwei Rechte), dann mißlingt der Versuch und es ergibt sich, daß eine Änderung gar nicht vorstellbar ist: die Vernunft verweigert diese Vorstellung.

Und auf der anderen Seite: das Ding hier, das ich da halte in der Hand, fällt zu Boden, sobald ich die Finger löse. Das weiß ich genau, das ist sichere Wahrheit; ich weiß es aus tausend Fällen der Erfahrung und verlasse mich fest darauf, daß es immer so sei. Aber denken kann ich mir wohl, daß es anders wäre. Wenn ich mir vorstellen will, daß dieses Ding da, aus meiner Hand gelöst, statt zu Boden zu fallen, gen Himmel stiege, dann versagt mir nicht die Vorstellungskraft. Ich weiß, es wird ja tatsächlich nicht geschehen, aber das Gegenteil dieser Tatsache ist nicht denkunmöglich.

Die Erkenntnisse der Naturwissenschaft entstammen diesem Bereiche der Tatsachenwahrheit (wennschon man auf manchen Gebieten der

Naturwissenschaft sich in der Zeichensprache der Mathematik ausdrückt und damit ihren Erkenntnissen das Gewand von „vérités de raison“ verleiht). Die Tatsachenerkenntnisse der Naturwissenschaft entstammen einem Boden, der gesund und tragfähig ist — soweit er reicht und soweit er prüfbar ist durch Tatsachenfeststellung: z. B. durch das Experiment. Die naturwissenschaftlich gedachte Psychologie blickt auf Versuchspersonen, die naturwissenschaftlich gedachte Rassenkunde auf einzelne Merkmale und deren Vererbung. Beide Male geht der Weg „von Fall zu Fall“ und geht auf Häufung der Fälle. Beide Wege führen zu Ergebnissen, zu höchst wichtigen und wertvollen Ergebnissen im einzelnen, aber sie bleiben methodisch dem einzelnen verhaftet und erschließen das noch nicht, was eben das letzte Wesen aller rassischen Erscheinung ausmacht: die Gestalt.

Hierin bleibt die naturwissenschaftlich gedachte Rassenkunde noch in jenem Vereinzelungswunsch des jüngst abgelaufenen Zeitalters befangen, aus dem gerade sie uns befreit hat. (Ich weiß wohl, daß innerhalb der Naturwissenschaft heute auch schon andere Wege gesichtet und begangen werden; aber auf dem Sondergebiete der naturwissenschaftlichen Rassenkunde verlautet hiervon leider bis heute fast noch nichts.) Mancher Rassenforscher älterer Schule gleicht einem Menschen, der vor ein Gemälde hintritt und, befragt, was er sehe, antwortet: „Rot, Grün, Blau ...“. Freilich — diesem Manne des Gleichnisses, der so antwortet, werden wir nicht leicht glauben, sondern eher denken: er tut bloß so. Einem Rassenforscher aber, der uns lehrt, daß er vor lauter Einzelmerkmalen die Gestalt nicht sehe, dem glauben wir wohl: er sieht sie wirklich nicht; besser gesagt: er sieht sie nicht mehr, weil er gegen die Sicht der Gestalt sich methodisch absperrt.

Gestalt nämlich ist weder durch bloße Vernunfterkenntnis erfaßbar, noch durch bloße Tatsachenerkenntnis. Gestalt — was wir hier meinen und so nennen: Gestalt als Erscheinungsform für Lebendiges — ist nicht etwas, an dem eine Änderung nicht denkbar wäre: sie duldet nicht nur eine Fülle von Abwandlungen bei voller Geltung des Gestaltgesetzes, nein, auch ihre Verletzung, die Brechung, ja die Zerstörung ihrer Linie, mit einem Worte: ihre Verpfuschung ist nicht nur denkmöglich, nicht nur vorstellbar, sondern sie kommt sogar als Tatsache vor: als Tatsache, die wir in äußersten Fällen als Ungestalt oder Mißgestalt bezeichnen. (Gerade dies zeigt ja die Rassenseelenforschung immer wieder an Tausenden von Gestalt- und Bewegungsbildern.) Gestalterkenntnis also liefert keine Vernunftwahrheiten, keine „vérités de raison“.

Jedoch: eben dies, daß jede Änderung der Gestalt sofort als Störung wirkt und erkennbar wird als Verletzung ihres Gesetzes, zeigt an, daß ihr Gesetz eines ist, das in sich selber gilt und einsehbar ist in sich selbst: jeder Zug der Gestalt trägt in sich den Hinweis auf alle anderen in ihr möglichen Züge und zeichnet ihnen ihren Sinn und ihre Grenze vor. Und wenn wir auch Beispiele über Beispiele wählen, um dies zu zeigen, so können diese Beispiele uns doch immer nur Schauhilfen sein, um unser ungeschultes Auge zu üben, nicht aber „Fälle", nicht „Versuchspersonen", deren große Zahl erst das Wahrheitsgewicht einer Tatsachenerkenntnis ausmacht. Gestaltgesetze sind in sich selber zwingend und bedürfen nicht der Bestätigung von Fall zu Fall. Insofern liefert uns echte Gestalterkenntnis keine erfahrungsbedürftige bloße Tatsachenwahrheit, keine vérité de fait.

Was aber denn für Wahrheit liefert sie dann? Eine dritte Art von Wahrheit, die von der Wissenschaft zwar oft erfaßt, deren Wesen aber dennoch in drei Jahrhunderten gern verleugnet wurde. Wollen wir sie in der Weise eines Leibniz benennen, dann heißt sie: „vérité de style" oder S t i l w a h r h e i t. Jeder Geschichtsforscher, z. B. Kunstgeschichtsforscher, arbeitet ständig mit ihr, auch wenn er sich noch so sehr „empirisch einstellt" und wähnt, ein reiner Tatsachenforscher zu sein; jeder Werkbaumeister sogar, wenn er z. B. Schiffe oder Kraftwagen ersinnt und mehr als ein Handwerker ist, nämlich Schöpfer bis zu Ende geschauter, vollendeter Zweckgebilde, und seine Geschöpfe zuletzt, wenn sie gelungen sind, mit ganz gutem Grunde sogar als „rassig" bezeichnet. Und jeder von uns, der etwa einmal in ein gotisches Zimmer tritt und findet, daß da ein gottverlassener Mensch aus Stilblindheit einen Rokokostuhl hineingestellt hat, und nun sagt: „Unmöglich!" und entrüstet diesen Stuhl hinausträgt — der handelt im Dienste einer Stilwahrheit, deren Verletzung zwar Tatsache und dennoch „unmöglich" ist.

Gestalt wird sichtbar

Gestalten zu sehen, d. h. sie in ihrer inneren Zügigkeit als etwas in sich selbst Einstimmiges, Gesetzmäßiges zu erfassen, fällt vielen Menschen nicht leicht. Diese Zügigkeit, dieses So-und-nicht-anders leuchtet ihnen dann erst ein, wenn in der Gesamtheit der Züge, die sich in der Gestalt zusammenschließen, eine Störung eintritt. Eine Störung aber — so werden wir sehen — tritt schon dann ein, wenn nur ein einziger Zug willkürlich abgelenkt wird von der Linienführung, die der Sinn des Ganzen jedem einzelnen Zuge vorschreibt.

Wir zeigen dies sogleich an einem Beispiel. Der Bauer auf Bild 1 steht fest und erdvertraut auf seinen beiden Füßen, aber so, daß in seiner Haltung die Bereitschaft mitspielt, vorwärts in seine Welt hinauszuschreiten. Und diese seine Welt (soviel sagt schon die bloße Haltung) ist ihm gegeben als eine, die ihm gegenübersteht und der er gegenübersteht: eine Welt, die ihn aufruft, sie anzufassen und etwas an ihr zu leisten.

Wir sprechen von der Haltung dieses Bauern: von der hier und jetzt auf diesem Bilde eingenommenen Haltung. Er wird nicht immer diese Haltung zeigen. Es ist eine federnde Ausgriffsbereitschaft darin; aber diese Bereitschaft wird nicht immer geweckt sein. Es ist ein Leistungswille darin zu spüren; aber dieser Wille wird nicht immer spürbar sein — wer könnte ständig in Willensspannung leben! Der Tag hat mehr Augenblicke als nur den einen, den das Bild erfaßt: der Mann wird sich entspannen, er wird ruhen, schlafen. Aber eines bleibt auch dann — es bleibt sogar im Tode, solange nur etwas von der Körpergestalt besteht: es bleibt die Linienführung, in der sie gestaltet ist. Unser Bild zeigt sie im Seitenumriß.

Sagt nicht diese Linienführung selbst schon etwas aus über mögliche Haltungen, die zu ihr passen, und insofern auch über andere, „unmögliche" Haltungen, die man bei solcher Linienführung des erscheinenden Leibes nicht einnehmen kann, ohne den Sinn dieser Linienführung

zu verletzen? — Eh' wir die Antwort geben, vertiefen wir uns erst einmal in diesen Sinn.

Zunächst: was denn ist überhaupt der Sinn der leiblichen Erscheinung? — Auf diese Frage werden verschiedene Wissenschaften verschiedene Antwort suchen, je nach dem Standort, von dem aus jede die Sachlage überschaut. Die Rassenseelenforschung sieht das gesamte Wesen des Menschen von der Seele her. Seele und Leib sind für sie nur begrifflich trennbar, beide machen zusammen ein Wesen aus: sie sind verschiedene Seiten eines Selben. Das Erleben der Seele ist an sich raumlos und nicht sichtbar oder hörbar; um zu erscheinen, muß es selbst erst Teil gewinnen am Raume: es bedarf eines raumhaften Erscheinungsfeldes. Dieses raumhafte Erscheinungsfeld, an dem Seele sichtbar und hörbar wird, ist der Leib. Die Seele erscheint am Leibe oder durch den Leib als Ausdruck. Daher sagen wir auch: der Leib ist das Ausdrucksfeld der Seele. Wir könnten auch sagen: er ist ihr Ausdruckswerkzeug. Durch ihn erst wird Seele erscheinende Wirklichkeit. Wie eine Klangweise zwar gefunden und erlebt sein kann noch ehe sie erklingt, aber dennoch erst wirklich wird durch ihr Erklingen im Raume, so alles Erleben der Seele: selbst ihre geheimste Regung erleben wir als räumlich gegeben am Leibe oder im Leibe — auch dann, wenn sie sich nicht als erkennbarer Ausdruck an der Oberfläche des Leibes darstellt.

Sinn des Leibes also ist es, Seele erscheinen zu lassen: nach außen durch Haltung und durch Bewegung verschiedenster Art vom leisesten Mienenspiel bis zur zweckhaften Handlung; auch durch die Bewegtheit der Stimme und durch den Gang des Atems; und schließlich auch durch das Unterbleiben merklicher Bewegung. Der Leib ist das Werkzeug der Seele und auch noch etwas mehr: er ist ihre „nach außen" erscheinende Seite.

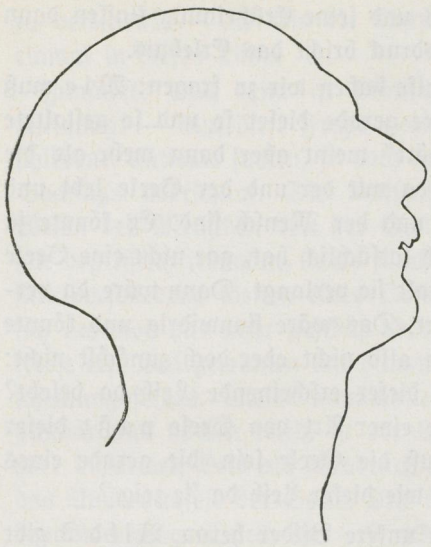
Darum ist es für das Erleben der Seele nicht belanglos, wie der Leib aussieht, an dem es erscheinen muß. Die Seele braucht als Erscheinung einen Leib, der ihr Erleben genau in der Gestalt ausdrückt, in der es erlebt wird. Es gibt Klangweisen, die vom Künstler so gedacht sind, daß nur die Geige oder, in anderem Falle, daß nur die Flöte sie vollkommen verwirklicht. Man kann ja dann ein solches Stück zur Not auch auf der Trompete blasen; aber was dabei herauskommt, ist nicht mehr das geschaffene Werk des Künstlers. So kann eine Seele, auch wenn der Leib, den sie hat, nicht rein in ihrem eigenen Stile gestaltet ist, ja dennoch „irgendwie" sich Ausdruck schaffen. Aber der Ausdruck, der nun an diesem Leibe erscheint, zeigt ihr Erlebnis niemals rein in der Gestalt,

in der es erlebt ist. Das Erlebnis und seine Erscheinung klaffen dann auseinander: der erscheinende Ausdruck bricht das Erlebnis.

Bei Betrachtung eines Leibes also haben wir zu fragen: *Wie* muß die Seele *gestaltet* sein, zu der gerade dieser so und so gestaltete Leib *gehört*? Das Wort „gehört" meint aber dann mehr als die platte Tatsache, daß dieser Leib da mit der und der Seele lebt und beide in ihrer Verbundenheit der und der Mensch sind. Es könnte ja sein, daß die Seele, die dieser Leib tatsächlich hat, gar nicht eine Seele von solcher Art ist, wie seine Gestalt sie verlangt. Dann wäre da verbunden, was nicht zusammengehört. Das wäre sinnwidrig und könnte dennoch Tatsache sein. Wir fragen also nicht oder doch zunächst nicht: Wie ist die Seele beschaffen, die dieser erscheinende Leib da belebt? Sondern wir fragen: Zu was für einer Art von Seele *paßt* dieser Leib da? Von welcher Gestalt muß die Seele sein, die gerade eines Leibes von solcher Gestalt bedarf, wie dieser Leib da sie zeigt?

Mit dieser Frage gehen wir an unsere Bilder heran. *Bild 2* gibt einen Teil der Gestalt, die Bild 1 als Ganzes zeigte. Doch ist schon auf den ersten Blick erkennbar, daß die Linienführung, die dort das Ganze durchgriff, auch hier in jedem einzelnen Zuge waltet. Vom Nacken aufsteigend schwingt eine Linie weit aus im Umriß des Hinterhauptes, zielt dann — erst in scharfer Kurve und nun in flachem Bogen — vor zur Stirn, brandet leicht auf in den Überaugenwülsten, setzt dann scharf ab und stößt wieder vor im flachen Bogen des Nasenrückens, biegt dann jäh um, wird schroff zurückgenommen, stößt wieder vor in der schnittigen Kurve des Kinns und fällt dann schlank und gezogen im Umriß des Halses hinab. Und alle Linien, die da sonst noch — durch den Einfall des Lichtes — sichtbar werden, sagen dasselbe wie die Umrißlinie: sie sind klar abgesetzt, sind kantig, kurvig, schnittig, sie umreißen die Gestalt mit ganz eindeutiger Bestimmtheit und greifen dennoch über sie hinaus. Es ist, als wären sie mit einer Mächtigkeit geladen, die, ob sie schon klar und streng Gestalten in den Raum bannt, doch nur solchen Gestalten Raum geben kann, in deren Wesen es liegt, über sich selbst hinaus zu weisen.

Wir behaupten also: was unsere bisher gezeigten Bilder geben, ist eine Gestalt — nicht in dem alltäglichen Sinne, dem alles Gestalt ist, was nicht formlos ist; sondern eine *reine Gestalt* aus einem einzigen Gusse. Jeder einzelne Zug weist auf jeden andern hin und fordert von ihm, daß er im gleichen Sinne wie er selbst verlaufe. Es ist gleichgültig, wo wir beim Nachziehen dieser Linienführung beginnen; sobald wir aber einmal begonnen haben, teilt sich der Zwang dieser Linien-



Seitenriß A: abgezogener Umriß von Bild 2

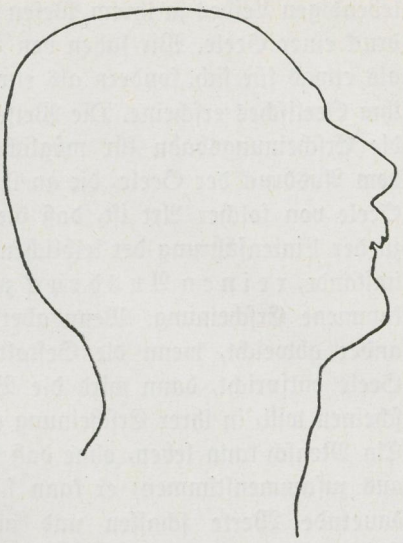
führung uns mit und wir können sie dann nicht anders fortführen als so, wie sie hier tatsächlich verläuft.

Wir können nicht anders? Das wäre zu versuchen. Wir zeichnen zunächst einmal den Umriß genau so nach, wie Bild 2 ihn bietet, oder wir pausen ihn einfach durch. So entsteht die Linie des nebenstehenden Seitenrisses A. Und nun tun wir ganz das gleiche noch ein zweites Mal, aber so, daß wir an einer Stelle den Stift ausgleiten lassen oder, wenn es uns beliebt, willkürlich ihn anders führen: etwa so, wie der Seitenriß B (Seite 15) es zeigt.

Kein Zweifel: man kann die Linie also auch anders führen. Und was noch bedeutsamer ist: Köpfe mit einem Umriß wie der, den wir da eben entstehen ließen (Seitenriß B), gibt es nicht nur auf unserem Papier. Es gibt sie wirklich. Und Menschen mit solchen Köpfen können leben, sie können gesund sein, sich regelrecht ernähren; sie können sogar tüchtig sein und wertvolle Zeitgenossen. Und dennoch — da stimmt etwas nicht.

Decken wir von dem Seitenriß B die hintere Hälfte ab, lassen wir die Linien des Gesichtes allein auf uns wirken und denken uns nun dazu eine passende Hinterhälfte, dann ergibt sich etwas Überraschendes. Wir ziehen nämlich dann den Umriß des Hinterhauptes unwillkürlich ungefähr so, wie der Seitenriß A ihn zeigt. Ich habe diesen Versuch mit vielen Menschen verschiedenster Ausbildung gemacht, und immer ergab sich das gleiche: ergänzt man die Linien dieses Gesichtes in ihrem eigenen Sinne zu einem Gesamtumriß, dann kann man sie nicht anders ergänzen als im Sinne des Seitenrisses A. Und jedesmal, wenn die Abdeckung fortfällt (an Seitenriß B) und nun wieder die willkürlich abgelenkte Linie erscheint, entsteht eine Enttäuschung, und es erweist sich, daß da wirklich eine peinliche Störung vorliegt: eine Entgleisung der Linie aus der Bahn, die das Gesetz, nach

dem sie begann, ihr vorschreibt. Die Gestalt ist gestört. Zu einem Gesicht wie dieses da gehört nicht ein Hinterhaupt mit einer solchen Linie, wie Seitenriß B sie zeigt. Man „kann" zwar eine solche Linie ziehen, aber man kann es nicht anders tun als entgegen jenem Sinne, in welchem die Linie bis dahin gelaufen war. Man kann es nicht anders tun als durch Verletzung eines Gesetzes: des Gesetzes der reinen Gestalt. Man „kann" das freilich alles tun, das Papier erlaubt es. Warum auch nicht? Man „kann" ja doch auch falsch singen, wenn man ein Stümper ist oder wenn man durchaus will. Auch falsche Töne sind schließlich immer noch Töne. Nur — sie stören die geschaffene Weise: die reine Klanggestalt.



Seitenriß B: erste Störung

Durch diesen Einblick finden wir die Antwort auf die vorhin gestellte Frage: Von welcher Art muß die Seele sein, zu der ein Gesicht wie dieses paßt, damit sie in diesem Gesicht ein vollkommenes Werkzeug ihres Ausdrucks finde: ihre vollkommene Verkörperung? Die Antwort lautet so: Von solcher Art muß diese Seele sein, daß von ihrer Gestalt, von der Weise ihres Erlebens genau das gilt, was wir auch von jenen leiblichen Umrißlinien sagten. Es muß eine Seele sein von solcher Art, daß ihr Erleben in gleicher Bewegung verläuft wie jene Bewegungen, die wir vorhin mit der leiblichen Umrißlinie beschrieben. Wir sahen diese Linie „weit ausschwingen", wir sahen sie in scharfer Kurve und in flachgestrecktem Bogen laufen; wir sahen, wie sie sich scharf absetzte, wie sie in einer neuen Flachbahn vorstieß, wie sie jäh umbog und zurückgenommen wurde und schließlich „schlank und gezogen" hinabfiel. Wir fanden die Linien kantig, kurvig, schnittig; wir sagten einmal, sie „brandeten leicht auf"; wir sahen sie mit einer Mächtigkeit geladen, die über sich selbst hinausweist.

Kein Zweifel: indem wir zur Beschreibung solche Wörter und Bilder wählten, sahen wir jene Linien schon als das, was sie als Linien eines

lebendigen Leibes ja ihrem Wesen nach sind: als Bahnen für den Ausdruck einer Seele. Wir sahen den Leib nicht als ein bloßes Ding, nicht als etwas für sich, sondern als etwas, dessen Sinn darin liegt, daß an ihm Seelisches erscheine. Die Weise der Bewegtheit jener Umrißlinie ist die Erscheinungsbahn für mögliche seelische Bewegtheit. Sie zeichnet dem Ausdruck der Seele, die an ihr erscheint, die Bahn vor. Wenn die Seele von solcher Art ist, daß die Linie ihrer natürlichen Bewegung zu der Linienführung der leiblichen Ausdrucksbahnen paßt, dann ist sie imstande, r e i n e n A u s d r u c k zu zeigen; ihr Leib ist dann ihre vollkommene Erscheinung. Wenn aber die Linienführung beider von einander abweicht, wenn die Gestalt des Leibes nicht der Gestalt der Seele entspricht, dann wird die Bewegung der Seele, sobald sie erscheinen will, in ihrer Erscheinung an den Linien des Leibes gebrochen. Ein Mensch kann leben, ohne daß seelische und leibliche Gestalt durchaus zusammenstimmen; er kann sich ernähren, sich fortpflanzen, kann dauernde Werte schaffen und aufsteigen zu höchster geschichtlicher Leistung. Nur eines kann er nicht: er kann in der räumlichen Welt, in der wir alle leben, niemals rein als der erscheinen, der er inwendig ist und der er als Ganzes sein könnte, wenn nicht sein erscheinendes Wesen gebrochen würde, sobald es eben erscheint.

Der Seitenriß B ist nicht der Wirklichkeit entnommen, sondern ein Spiel unserer Willkür. Doch die Erfahrung lehrt: solche Köpfe gibt es wirklich. Und es gibt wohl auch Menschen, zu deren seelischem Wesen solche Köpfe p a s s e n. Das müßten dann Menschen sein mit seltsamen Widersprüchen ihrer seelischen Bewegung: Menschen z. B., deren Erleben immer „schnittig" und „kurvig" beginnt, aber diese Linie nicht durchhält: nach ausgreifenden Anfängen sackt es schließlich ab. Und in der Tat, solcher Menschen gibt es ja viele — so viele, daß uns dieser Vorgang kaum mehr auffällt, dieses Umschlagen ihrer seelischen Bewegung von einer ausschwingenden und vorstoßenden Linie in eine Linienführung völlig anderen Stiles. Das kann sich z. B. in solcher Weise ereignen, daß ein Mensch in seiner Jugend einer ist, dessen seelische Linie kantig und kurvig verläuft, sich klar absetzt und machtvoll vorstößt und ausschwingt; dann aber kommt es anders: noch diesseits der Dreißig ist er zum Spießer geworden. Doch kann das Umschlagen sich auch ständig wiederholen, nämlich so, daß jedes einzelne Erlebnis „schnittig" und ausgreifend anhebt und dann jedesmal versackt — genau wie die Linie des Seitenrisses B, wenn man ihren Verlauf vom Gesicht her zum Hinterhauptsumriß verfolgt.

Aber auch ganz andere Fälle sind denkbar, z. B. der: ein Mensch,

Aus L. F. Clauß, Rasse und Charakter I

Bild 1

Nordische Gestalt in nordischer Haltung. Deutscher Bauer und Arbeiter

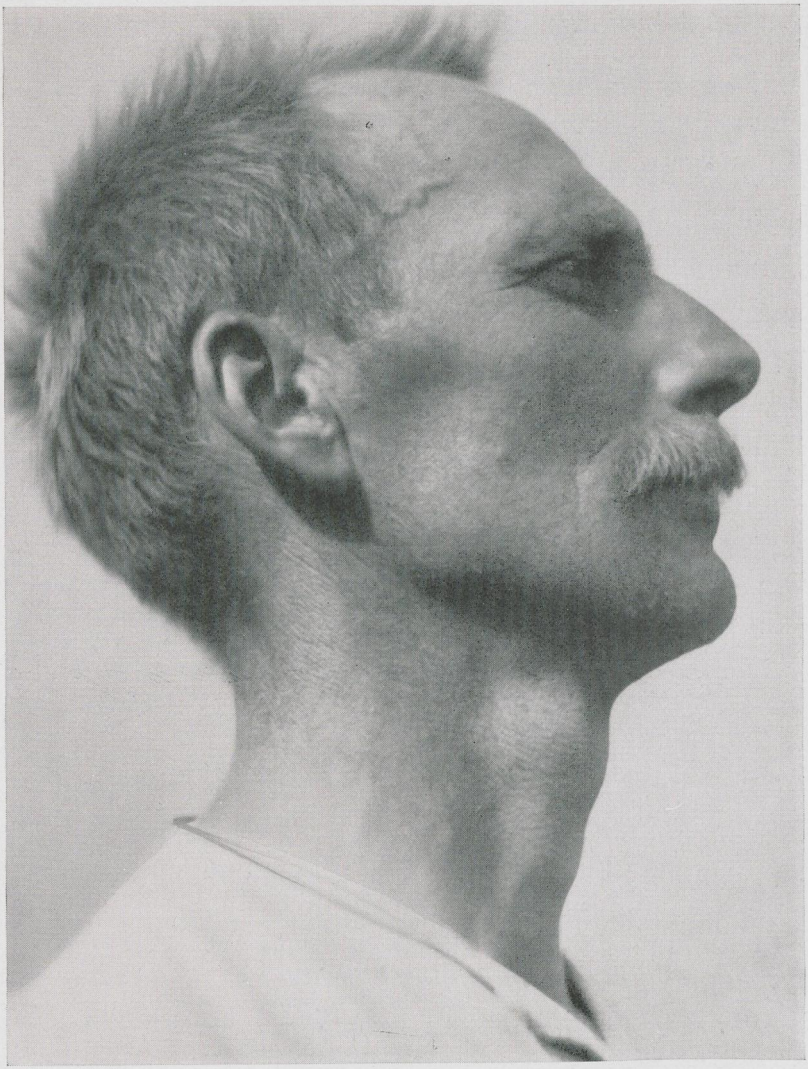


Bild 2

Kopf des Vorigen. Nordische Linienführung der Gestalt und des Ausdrucks

Bild 3
Vorderasiatische Gestalt. Arabischer Gelehrter islamischen Glaubens

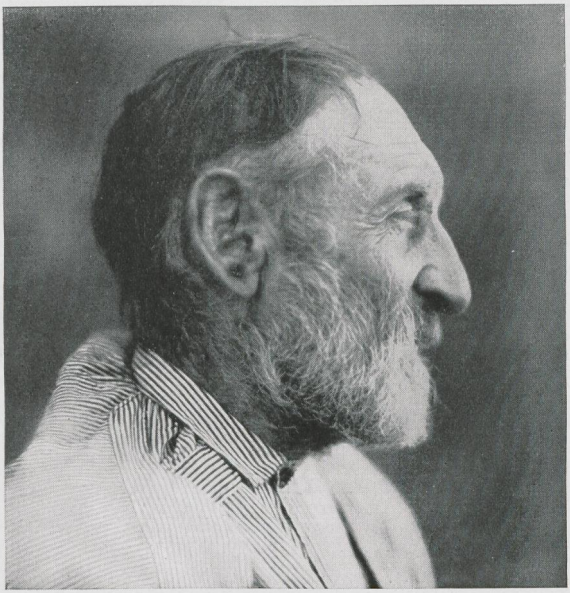


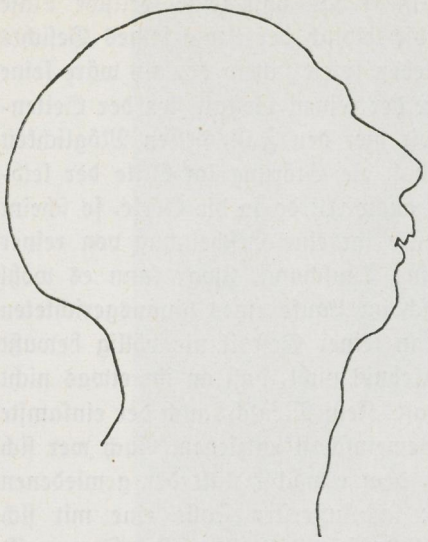
Bild 4
Nordische Linien sind mit vorderasiatischen durchsetzt. Bauer aus Deutschland

Bild 5
Blick aus nordischen Augen. Er gestaltet seine Welt in nordischem Stile
Deutsches Mädchen

Bild 6
Blick aus wüstenländischen Augen. Ihm wächst eine Welt in wüstenländischem Stile
Arabisches Mädchen wüstenländischer (ursemitischer) Rasse

dessen Erscheinung den Seitenumriß B hat, hält seine seelische Linie völlig durch, und zwar die Linie, die leiblich der Linie seines Gesichts entspricht. Es scheint also, sein Erleben spielt sich so ab, als wäre seine Leibeserscheinung stilrein im Sinne der reinen Gestalt, die der Seitenumriß A umreißt. Dann hätten wir hier den Fall, dessen Möglichkeit vorhin bezweifelt werden mußte: daß die Störung im Stile der leiblichen Gestalt sich seelisch gar nicht auswirkt, da ja die Seele, so scheint es, hier tatsächlich so lebt, als wäre ihr eine Erscheinung von reiner Gestalt verliehen. Doch das ist eine Täuschung. Zwar kann es wohl sein, daß ein so beschaffener Mensch im Laufe eines hinausgerichteten Leistungslebens sich der Störung in seiner Gestalt nie völlig bewußt wird. Und doch entgeht er dem Erlebnis nicht, daß an ihr etwas nicht stimmt. Dafür sorgt die Gemeinschaft. Kein Mensch, auch der einsamste nicht, kann sich grundsätzlich der Gemeinschaft entziehen. Auch wer sich völlig von „der Welt" zurückzieht, dem erwächst statt der gemiedenen Menschengemeinschaft eine andre: im äußersten Falle eine mit sich selbst, d. h. mit einem aus ihm selbst hinausgestellten Du. Immer ist einer da, der ihn sieht und vor dem er erscheint. Im Sinne der Erscheinung liegt es doch, für jemand zu erscheinen: für ein Du im Raume, für Raum- und Weltgenossen. Der andre (und wäre es zuletzt „der andre" in uns selbst) sieht uns erscheinen und faßt die Erscheinung auf, läßt sie auf sich wirken und wirkt auf sie zurück. Der andre sieht, daß da etwas nicht stimmt. Das Seltsame ist ja, daß reine Gestalt so oft nicht als solche bewußt aufgefaßt wird, aber die Störung, wenn sie da ist, merkt fast jeder. Wir brauchen den Mann mit dem Seitenumriß B nur einmal den Kopf in den Nacken werfen zu lassen, und es ergibt sich, daß diese Ausdrucksbewegung, die Schwung der Linie voraussetzt, sinnwidrig, peinlich und sogar lächerlich wirkt, wenn — wie hier — der Schwung der Umrißlinie gelähmt ist. Das Peinliche liegt in dem Widerspruch, der da hervortritt: dem Widerspruch zwischen der im Erleben der Seele entspringenden Ausdrucksbewegung und der Gestalt des Leibes, der diese Bewegung verwirklicht — ein Widerspruch also zwischen der leiblichen und der seelischen Gestalt.

Was wir am Beispiel der entgleisten Hinterhauptslinie zeigten, das gilt auch bei Ablenkung irgendeines anderen Zuges der reinen Gestalt. Seitenriß C ist beinahe stilrein durchgeführt: er ist, wie Seitenriß A, von Bild 2 abgepaust, und nur auf eine kurze Strecke ist der Stift ein wenig ausgeglitten, nämlich im Umriß des Kinns. Aber schon dieses geringe Ausgleiten der Linie macht sich deutlich spürbar als Störung der reinen Gestalt. Kein Zweifel: Kinnlinien wie diese



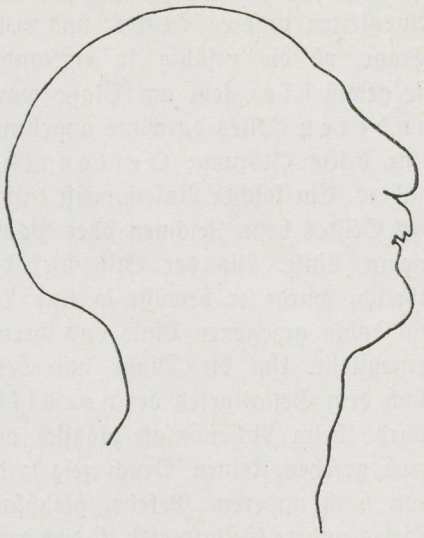
Seitenriß C: zweite Störung

kommen wirklich vor, ja, sie kommen vor an Köpfen, die — wie dieser — ihrer Linienführung nach ein anderes Kinn verlangen. Mit andern Worten: dieser Seitenriß C ist zwar durch unsere Willkür entstanden, aber er könnte auch nach der Natur gezeichnet sein. Jeder von uns hat Köpfe gesehen, die so sind wie dieser. Und auch Köpfe wie dieser können Menschen gehören, die gesund und tüchtig und höchst wertvolle Glieder unserer Volksgemeinschaft sind.

Aus welchem Zwang heraus sagt aber jeder Betrachter, der — vom Seitenriß A herkommend — den Seitenriß C erblickt, daß dieses Kinn, dieses Kinn ohne Ausschwung und Vorstoß, im Zusammenhang der übrigen Linienführung geradezu läppisch wirke? (Was desto peinlicher sein kann, wenn der einzelne Mensch, der diesen Umriß hat, seinem Wesen nach durchaus nicht „läppisch" ist.) Aber wie kommt das? Dieses Kinn ist doch, für sich allein genommen, auch nicht schlechter als irgendein anderes? — Nein, das nicht. Das einzige, was an ihm auszusetzen sein wird, ist wohl dies: es gehört hier nicht hinein. Vielleicht gehört es dafür anderswo hinein. Vielleicht läßt sich eine Linienführung finden, in die dieser Kinnumriß sich sinnvoll fügen würde, ohne dort im mindesten „läppisch" zu erscheinen. Vorwegnehmend dürfen wir sagen, daß dem wirklich so ist: es gibt reine Gestalten, deren Umriß so geführt ist, daß nur ein Kinn wie dieses zu den übrigen Zügen paßt. Aber d i e s e reinen Gestalten sehen völlig anders aus als unsre Bilder 1 und 2 und der Seitenumriß A und sind für Seelen ganz anderer Art zum Erscheinungsfelde geschaffen als jene, von denen wir vorhin sagten, daß die Linie ihres Erlebens „schnittig" und „kurvig" und ausgreifend sei.

Menschen mit solcherlei Störung der Gestalt, wie Seitenriß B und C sie hier verrieten, entstehen durch Rassenmischung. Jede Rasse zeigt eine eigene Linienführung, die ihrem eigenen Gesetze gehorcht und nur sich selber gleich ist. Zweierlei Linienführung schließt einander aus. Nicht so,

daß sie nicht doch ineinander gestückelt werden könnten. Das eben zeigten ja unsere künstlich mißglückten Seitenrisse, daß dies geschehen kann. Doch was dabei herauskommt, ist notwendig — zum mindesten der Erscheinung nach — ein Pfuschwerk. Was wir durch Entgleisen des Stiftes zustande brachten, das macht die Natur durch Entgleisen des Blutbewußtseins.



Seitenriß D: dritte Störung

Das Wort „Blut" deutet auf letzte Zusammenhänge: es rührt an die zeitlose Wirklichkeit der reinen Gestalt. Blut meint das Anteilhaben an jenem Strome, in welchem der Einzelne aufhört, Einzelner zu sein, indem er das Leben der Art nicht nur lebt, sondern fortreicht. Blut meint Rasse, gesehen als vererbbare reine Gestalt. Gestalt aber ist etwas, das nicht nur die Ausdehnungsweise räumlicher Dinge und dingartiger Körper, z. B. menschlicher Leiber, betrifft; der Ursprung alles Gestaltetseins der Leiber ist immer die seelische Gestalt. Freilich nicht so, wie mancher Bequeme meint, daß die Seele sich schon ihren Leib zurechtmache, wie sie ihn eben brauche, gleichgültig, wie dieser Leib geschaffen sei (mit billiger Mißdeutung jenes Wortes „Es ist der Geist, der sich den Körper baut"). Vielmehr: das So-und-nicht-anders-gestaltet-Sein der Seele verlangt nach einem Ausdrucksfelde, das durch seine eigene Linienführung dazu bestimmt ist, die Linie ihres Erlebens darzustellen. Wenn der Leib, den sie hat, das nicht reinlich leisten kann, weil fremde Züge in seine Gestalt gemischt sind, dann wird ihr Leben ein Ringen um Unmögliches werden: ein Ringen um eigenen Ausdruck mit fremdem Ausdruckswerkzeug. Nur wer mit wirklicher Schöpferkraft begabt ist, holt selbst aus diesem Ringen noch einen Wert.

In den bisher gezeigten Fällen wirkte sich die Störung so aus, daß die Entgleisung der Linie zwar dem Umriß seinen Schwung nahm, aber nicht damit zugleich schon deutlich eine eigene Linie hereinzog, die sich dem Gestaltrest gegenüber selbständig behauptet hätte. Darum eben

sprachen wir ja zunächst nur von einer Entgleisung der Linie, einem Ausgleiten unseres Stiftes; und erst nachträglich erhob sich dann die Frage, ob die zufällig so entstandene abgelenkte Linie, wennschon sie gewiß hier fehl am Platze war, nicht vielleicht in einem Umriß anderen Stiles durchaus angebracht wäre. Daneben zeigen wir nun eine dritte Störung: Seitenriß D. Hier liegen die Dinge ganz anders. Ein solcher Nasenumriß entsteht nicht durch bloßes Ausgleiten des Stiftes beim Zeichnen oder Pausen. Diese Nase hat deutlich ihre eigene Linie. Als der Stift hier beim Zeichnen von der Unterlage abwich, wurde er bewußt in eine Linienführung gezwungen, die der bis dahin gezogenen Linie und ihrem Gesetze ein eigenes Gesetz entgegenstellt. Um die Dinge nun bei ihrem Namen zu nennen: die nach dem Gestaltgesetz der nordischen Rasse begonnene Umrißlinie wurde beim Nasenansatz plötzlich abgebrochen (wennschon die Linie, grob gesehen, keinen Bruch zeigt); darnach sprang sie um und läuft nun nach anderem Gesetze, gleichsam nach einer anderen Melodie. Dieses andere Gestaltgesetz ist das der vorderasiatischen Rasse. Erst unterhalb der Nase setzt wieder die nordische Umrißlinie ein. Darum wirkt hier die Störung, verglichen mit den vorigen Fällen, in einem gesteigerten Sinne als „unmöglich". Das Gestaltgesetz, das hier den Nasenumriß bestimmt, setzt sich selbständig durch gegenüber dem Gestaltrest und verhöhnt ihn gleichsam.

Aber auch solche Köpfe kommen wirklich vor. Beispiele kennt jeder; ein einziges, ziemlich gemäßigtes sei hier angeführt. Zuvor aber betrachten wir — Bild 3 — ein vorderasiatisches Antlitz: ein Antlitz also, in das jene Nase gehört, die wir vorhin willkürlich in einen nordischen Umriß hineingestückelt haben. Hier wirkt sie überzeugend und sinnvoll. Die für unser Empfinden so seltsam bauchige Krümmung dieser Nase, die nicht vorstößt und nicht in den Raum hinausweist, sondern hangend und lastend in sich selbst verhakt ist — diese seltsam gekrümmte Linie entwickelt sich hier stilgemäß aus dem Gesamtverlauf der Linien und stimmt zu den übrigen Zügen in diesem Antlitz. Desto peinlicher wirkt sie auf Bild 4 in einem sonst überwiegend nordisch gestalteten Umriß. Das Peinliche liegt — für den Betrachter — in solchen Fällen immer darin, daß keinerlei Gestaltauffassung gelingt: versucht man die Erscheinung vom einen Gesetze her (hier z. B. vom nordischen) zu begreifen, so widerstreitet dem sofort das andere (hier das vorderasiatische), und umgekehrt. Das auffassende Bewußtsein wird ständig, was es auch tun mag, betrogen und enttäuscht, bis es sein Bemühen, die Gestalt zu erfassen, aufgibt. Denn solche Formeln

wie „nordisch mit vorderasiatischem Einschlag" bedeuten keine Erfassung einer Gestalt, sondern den Hinweis darauf, daß alle Gestalterfassung hier versagt. Der Umriß des Schädeldaches ist wesentlich nordisch; in Ohr und Nase tritt Vorderasiatisches hervor; der Schnitt des Auges ist an sich zwar nordisch, wird aber durch die benachbarten Züge mitbestimmt und entstellt, d. h. in seinem nordischen Ausdruckssinne verbogen. Fast jeder einzelne Zug widerspricht so jedem einzelnen anderen oder lenkt ihn ab und tut ihm so Gewalt an.

Seele – Welt – Volk

Wiederum kann sich hier die Frage erheben: Ist denn dies alles so schlimm? Ist die Linienführung der Gestalt so wichtig? Der Mann lebt doch und ist gesund und hat mancherlei Achtbares geleistet. Ist denn nicht das die Hauptsache?

Nein. Dieser Mann lebt nicht allein in der Welt, auch nicht allein in diesem unserem Lebensraume, der Deutschland heißt. Er lebt nicht und kann nicht leben außerhalb der Volksgemeinschaft. Er lebt mit uns und teilt sich mit uns in diesen unseren Raum. Er nimmt teil an der Geschichte eines Volkes, das diesen Raum gestaltet hat und gestalten muß nach demselben Gesetze, nach dem sein eigenes Wesen gestaltet ist. Der Mann rechnet mit unserem Dasein, und wie die Dinge liegen, braucht er uns, d. h. er braucht die Gemeinschaft. Gemeinschaft aber, wenn sie mehr ist als ein Warenaustausch, setzt voraus, daß ihre Glieder einander verstehen können. Mit Menschen fremden Gesetzes oder solchen, deren seelische und leibliche Gestalt mit Linien fremden Stiles so sehr durchsetzt ist, daß wir sie nicht mehr verstehen, ist keine Volksgemeinschaft möglich. Die Volksgemeinschaft hat ein Recht, von jedem ihrer Glieder zu verlangen, daß seine erscheinende Gestalt (und das, was in ihr sich darstellt) grundsätzlich verstehbar sei für die Gemeinschaft. Dieses Recht rührt an den Bestand der Gemeinschaft selbst; denn wo kein Verstehen mehr ist, da ist auch keine wirkliche Gemeinschaft. Ohne das Recht zu dieser Forderung nach Verstehbarkeit jedes einzelnen ihrer Glieder verlöre alle Gemeinschaft ihren Sinn und höbe sich selbst auf.

Zwar trifft es zu, daß auch dort, wo die Gemeinschaft ein artfremdes Antlitz nicht versteht, uns Forschern grundsätzlich noch immer Wege bleiben, von dem artfremden Leben, das aus dem Antlitz spricht, doch etwas zu erfassen und also zu verstehen. Aber solche Forscherarbeit,

wennschon sie für die Gemeinschaft geleistet wird und in ihrem Auftrag, ist nicht Aufgabe eines Volkes als solchen in seiner Gesamtheit. Man kann mit Fug von jedem Deutschen erwarten, daß er, was immer er auch sonst noch sein mag, im Grunde seines Wesens ein Wehrmann sei; aber ein Volk von Rassenforschern ist nicht denkbar.

Gewiß ist es Aufgabe unserer Forschung, auch fremde Gestaltgesetze zu ergründen, indem sie die Linien fremden Erlebens aufweist und dessen innere Wertordnung und ihre Grenzen bestimmt. Auch sind wir überzeugt, daß unserem Forscheramte eben dadurch eine mehr als nur wissenschaftliche Bedeutung zukommt, daß jedes einzelne Ergebnis nutzbar ist für jeden Deutschen, „der im politischen Berufe mit Menschen zu tun hat"*. Rassenseelenforschung ist Grenzforschung: sie frägt nach den seelischen Grenzen der Arten, den Grenzen der reinen Gestalt. Sie muß ständig im Auslug und Vorstoß und im Wagnis sein. Aber nicht dazu wird diese Arbeit, Grenzen zu zeigen, geleistet, um nachher durch ein Allverstehen eben diese Grenzen wieder zu verwischen. Was die Aufgabe einzelner Forscher sein muß im Auftrag des Volkes oder seiner Führer, das kann nicht auch Sache des Volkes selbst als eines Ganzen sein. Aufgabe des Volkes ist es, sich selbst zu verstehen, und das ist möglich nur dann, wenn alles, was jeder einzelne Volksgenosse erlebt, seiner Linie, seiner Gangart, gleichsam seiner Melodie nach für jeden anderen Volksgenossen sich von selbst versteht. Aufgabe unserer Forschung ist es, zu zeigen, welche Grenzen nicht überschreitbar sind für ein Volkstum wie das unsre, ohne daß Gestalt sich auflöst und alle Gestaltung sich verwirrt und erlahmt.

Gestaltung ist das, was durch die Gestalt bewirkt wird. Jede Seele wirkt in ihre Welt hinein, und zwar wirkt sie in solcher Weise, wie die Gestalt es ihr vorschreibt. Jede Seele prägt um sich die Welt nach ihrer eigenen inneren Linienführung. Das läßt sich durch ein einfaches Beispiel zeigen. Man stelle einen nordischen Deutschen und etwa einen Ostasiaten, die beide in gleichem Maße künstlerisch begabt sind, vor dieselbe Landschaft und verpflichte beide, dieses selbe „Objekt" mit „objektiver" Genauigkeit und Treue, als wäre jeder von beiden nur ein Lichtbildkasten, auf der Leinwand „wiederzugeben". Und jeder von beiden gebe sich die redlichste Mühe, in diesem Sinne „objektiv" zu sein. Wenn wir dann die Ergebnisse vergleichen, stellt sich heraus, daß diese „selbe" Landschaft jeder ganz anders gemalt hat. Er hat sie anders gemalt, denn er hat sie anders gesehen. Landschaft,

*) Vgl. L. F. Clauß, Rasse und Seele (8. Aufl. München 1937) S. 9.

die für jede Menschenart „dieselbe" wäre, gibt es nicht; ja der Gedanke schon widerspricht sich selbst. Gemeinsam zwischen Art und Art ist immer nur der Rohstoff, das Gelände. Sobald die Seele hineingreift, um es aufzufassen, gestaltet sie schon ihre Linie hinein: die Linie der eigenen seelischen Gestalt. Erst dieser gestaltende Griff macht das Gelände zur Landschaft. Zweierlei Art macht aus demselben Gelände im bloßen Sehen schon notwendig zweierlei Landschaft.

Jede Artgestalt trägt in sich die Möglichkeit, bestimmte Haltungen einzunehmen, die zu ihrer Linienführung passen. Jede andere Haltung, die zu ihr nicht paßt, ist für sie unmöglich. Wiederum bedeutet hier das Wort „unmöglich" nicht, daß z. B. jener Bauer auf unserem Bilde 1 mit seiner nordischen Gestalt nicht doch — etwa in scherzhafter Nachahmung — einmal willkürlich die Haltung eines mauschelnden Juden annehmen könne. Sobald aber dies geschieht, tritt eben dadurch der Widerstreit der nordischen Gestalt und der nordfremden Haltung zutage. Dieser Widerstreit ist es, den das Wort „unmöglich" meint. Es will sagen, daß in solcher Haltung, wenn sie von dieser nordischen Gestalt gezeigt wird, ein Gesetz verletzt sei. Es liegt weiter darin, daß diese artwidrige Haltung nicht durchführbar ist als eine dauernde Haltung: die nordische Gestalt kann in ihr ja nicht sich selbst, nicht das in ihr vorgezeichnete Gesetz erfüllen. Nach jenem Augenblick scherzhafter Nachahmung fiele unser Bauer alsbald wieder in seine eigene artrechte Haltung zurück.

Jede Artgestalt hat ihre eigene *Haltung zur Welt*. Genauer müßten wir sagen: jede Artgestalt hat ihre eigene Haltung, in der sie das, was von außen herankommt, auffaßt und in dieser Auffassung zu ihrer Welt prägt. Nicht alles, was herankommt, wird von ihr ergriffen, nicht alles geht in ihre Gestaltung ein. Jede Art greift anders in den sich bietenden Rohstoff, jede greift anderes aus der sich bietenden Fülle heraus. Was für die eine bedeutsam ist, weil es ihrem Gesetze sich fügt, das bleibt bedeutungslos für eine andere. Jede hat ihre eigene Bewegung des wählenden Prägens und Gestaltens, und bei jeder ist diese Bewegung gleich jener, die auch sonst in der Linienführung ihres Erlebens und ihrer leiblichen Erscheinung herrscht. Jede Art schafft, ihrem Gesetze gemäß, aus dem „an sich" gleichen Rohstoff eine andere Welt. Jede hat *ihre* Welt und hält sie für *die* Welt.

Als Beispiel dafür mag jeder sich selber wählen. Mancher, der dies hier liest, zückt öfters dabei die Uhr: seine Zeit ist eingeteilt, er hat etwas vor. Schon diese sprachliche Fassung „Ich habe etwas vor" weist deutlich auf eine bestimmte Gestalt des Erlebens. Wer etwas „vorhat",

vor dem liegt Kommendes gebreitet, und dieses Kommende ist durch den Griff des Willens gegliedert. Das Vorgehabte mag eine Verabredung sein; das bedeutet: ein Punkt im Kommenden ist festgenagelt, und hin zu diesem Punkte führt ein Weg, der durchlaufen sein will. Diese Raumstrecke ist — das verriet das Zücken der Uhr — im voraus genau durch eine Zeitstrecke gemessen. Der Weg ist gegliedert, räumlich genau wie zeitlich: wir müssen zu dem und dem Zeitpunkt an dem und dem Raumpunkt sein, z. B. um ein bestimmtes Verkehrsmittel zu erreichen. Und dieses Verkehrsmittel selbst wird aufgefaßt als ein Ding, das in einer genau (noch genauer) gegliederten Zeit eine genau nach ihm gegliederte Raumstrecke „durchmißt". Der Weg dieses Dinges ist nicht ein gewordener Weg, wie er aus dem Gebrauch von selbst entsteht. Der Weg ist seinem Fahrzeug genau verpaßt, die beiden greifen ineinander als Maschinenteile: Fahrzeug und Fahrbahn bilden zusammen ein Triebwerk, und die Raumstrecke selbst geht in dieses Triebwerk mit ein.

Die Verabredung aber, zu der wir auf solche Weise streben, der räumlich und zeitlich befestigte Punkt im Kommenden, ist nicht ein Ende, hinter dem dann nichts mehr kommt. Er ist nur ein Ansatzpunkt zum Ausgriff ins Kommende. Wir und der Verabredungspartner „haben etwas vor" — das ist ja der Grund, weshalb wir uns verabredet haben. Was da verabredet wurde, ist für uns hier belanglos; nicht auf das Was kommt es hier an, sondern nur auf das Wie: auf die Weise, die Gangart, die Linienführung. Es kann eine gemeinsame Arbeit sein oder ein Geschäft oder „nur" eine Unterhaltung — eine Unterhaltung vielleicht, von der wir gerade denken, daß sie fern sei von jedem Zusammenhang mit Leistungszielen: wir treffen einander „nur so", um uns wieder mal zu sehen, weil wir eben einander mögen. Dann wird dieses Treffen als „eine Erholung" erlebt, von der wir vielleicht (zu uns selber) sagen, daß sie „berechtigt sei" und „auch einmal sein müsse". Alles Ruhen ist für uns Erholung, und all solche Erholung hat ein zwiefaches Gesicht: sie ist Erholung von etwas, aber auch Erholung zu etwas. Erholung ist kein Ende, nicht ein Zustand, bei dem es bleibt. Das Ruhen in solcher Weise, die uns Erholung heißt, ist nur die Pause zwischen Leistung und Leistung, ein Senken des Degens zwischen zwei Waffengängen, ein Atemholen und ein Wundenpflegen. Aber das, was wir „vorhaben", greift immer darüber hinweg. Gewiß, Erholung kann Genuß sein, jedoch — das liegt in ihrem Sinne — kein solcher Genuß, der in sich selbst befriedigt. Genießen heißt hier immer: Kräfte sammeln. Nicht Kräfte an sich, sondern Kräfte wozu: Kräfte zum Ausgriff ins Vorgehabte.

Genauer beſehen, ſtellt ſich heraus, daß alles Leben, ſo wie wir es führen — all u n ſ e r Leben, ſoweit darin Welt berührt wird und ſoweit in dieſer Berührung immerzu Welt ſich bildet —, ein Leben im Vorhaben iſt, ein Leben im Ausgriff. Alles Kommende wird erlebt als ein Weg zu Kommendem. Alles, was da iſt, iſt immer nur Vorgelände. Es iſt etwas, das — ſo, wie wir es ſehen — durchbaut ſein will von Gleiſen zum Hauptgelände. Sobald aber dieſes Hauptgelände erreicht iſt, ergibt ſich, daß auch es nur Vorgelände ſein kann. Alles Leben dieſer Art iſt ein Leben im Vorgelände.

Ich habe im Gleichnis geſprochen. Es gibt mancherlei Dinge auch in der Wiſſenſchaft (ſelbſt in der Mathematik), die ſich anders eben nicht gut ſagen laſſen. „Gelände" ſollte zuletzt nur ein räumliches Bild ſein für etwas, das nicht nur Räumliches meint. Doch dürfen wir das Wort auch wörtlich nehmen. Der Arm unſeres Wollens greift ins Unendliche, aber der Raum auf dieſem Planeten iſt nicht unendlich. Der Raum wird knapp — er iſt ſchon knapp geworden. Je größer aber die Raumbeſchränktheit, deſto heftiger ſteigert ſich die Raumdurchbauung, die Verwandlung des Raumes in ein Gefüge von Gleiſen, ſeine Umſchaffung zu einem Maſchinenteil, der — wie die Schienenſpur in die Räder der Fahrmaſchine — in unſer Lebenstriebwerk paßt und eingreift.

Wir wollen nicht verkennen, daß dieſe Weltvergleiſung, wie wir das letzte Ergebnis ſolcher Weltgeſtaltung nennen mögen, eine Überſteigerung iſt und inſofern eine Verzerrung. Was aber iſt es, das ſich hier überſteigert? Eine artlich beſtimmte Weiſe des Weltgeſtaltens, die aus einer artlich beſtimmten Weiſe des Welterlebens entſpringt. Es gibt unter uns nicht wenige, Menſchen gleicher Art wie wir, denen bei der zunehmenden Weltvergleiſung gar nicht wohl iſt. Sie lebten lieber in einer unvergleiſten Welt — in einer Welt des Ausgriffs wohl, in einer „vorgehabten" Welt, die noch ein wirkliches Vorgelände wäre; doch in einer Welt, in der dieſer Stil des Ausgriffs unüberſteigert gilt und unverzerrt: in einer Welt, die noch geräumig wäre, wo noch nicht jedes kleinſte Maß gemeſſen, nicht jede Handbreit Boden, jede Scholle in ein amtliches Grundbuch eingetragen wäre, wo es noch Wälder gäbe und nicht Forſten, in denen jeder Baum gezählt und vorgemerkt iſt — wer von uns träumte nicht von Neuland oder Wildland! Aber die ſchönſten Träume machen die wirkliche Welt nicht weiter. Der Raum i ſt knapp geworden, und Raumverknappung, in unſerem Stile erlebt, führt letzten Endes notwendig zur Weltvergleiſung.

Uns iſt ſie ja ſchon ſelbſtverſtändlich geworden. Vielen unter uns

ist so, als könne man gar nicht anders leben. Aber Tatsache ist, daß anderswo anders gelebt wird. Nicht darum anders gelebt, weil dort mehr Gelände verfügbar und die Verknappung noch nicht spürbar wäre. Alles, was ich hier sagte — selbst das Wort Verknappung —, hat in anders erlebten Welten keinen Sinn. Engwerden des Raumes bedeutet dort nicht das, was wir Verknappung nennen: es wird anders erlebt, bedeutet anderes und wird darum notwendig auch anders benannt.

Um das zu merken, daß es Menschen gibt, die ihre Welt anders erleben und damit eine andere Welt haben als die Welt, deren Stil ich soeben beschrieb — um dies zu merken, ist keine Wissenschaft, auch nicht die Rassenseelenforschung, nötig: es genügt eine Mittelmeerfahrt auf einem Gesellschaftsdampfer und ein Ausflug in irgendeine morgenländische Stadt. Da hocken Männer im Schatten der Kaffeehäuser (jedem Morgenlandfahrer ist ja dieser Anblick vertraut): sie hocken tagelang fast unbeweglich mit geöffneten und seltsam glänzenden Augen und schauen vor sich hin. — Oder — „schauen" sie denn wirklich „vor" sich hin? So sagen *wir* mit den Wörtern unserer Sprache. Aber ihr Schauen ist gewiß kein Schauen in unserem Sinne, und „vor sich hin" — das bedeutet einen gerichteten Griff in den Raum, und der scheint ja diesem Blick gerade zu fehlen und wird nur von unseren Wörtern da hineingedeutet. Kein Wort unserer Sprache, welches wir auch wählen, keines paßt für das, was da gelebt wird, denn alle unsere Wörter sind aus unserem Erleben gemacht.

Wir könnten sagen: diese Menschen ruhen. Das trifft wohl zu. Aber es trifft nichts artlich Entscheidendes: nicht etwas, das uns die Weise dieses Ruhens dartut oder uns sagt, was denn „Ruhen" — so, wie es da erlebt wird — im Gesamtsinn eines solchen Lebens bedeutet. Mit unseren Wörtern ist abgrenzend zunächst nur sagbar, was solch ein fremdes Erleben alles *nicht* ist. Dies Ruhen z. B. hat nicht den Sinn der Erholung: es ist nicht die Atempause zwischen Leistung und Leistung, es ist nicht das Kräftesammeln vor neuer innerer Ausfahrt. Es ist — um doch wenigstens eine Hindeutung zu geben, wenn ja auch diese letzten Endes nur sagen kann, was jenes Erleben *nicht* ist —, es ist eine Zurückgenommenheit aus allem zeitlichen Da-Sein, ein Leben jenseits der gegliederten, raumbezogenen Zeit, eine Ausschaltung der Bewußtheit im Erlebnisstrome, aber so, daß eine Einschaltung immer möglich ist, und zwar urplötzlich und blitzschnell. Ein Wechsel ist möglich von dieser Erloschenheit zu jähem Aufglühen in punkthaftem Gegenwartserlebnis. Doch der aufglühende Augenblick greift nicht über sich hinaus: er ist reine Gegenwart ohne innere Ferne. Dem Aufglühen

kann ein neues Erlöschen folgen, und dann wird es sein, als wäre nichts gewesen. Das Erlebnis greift nicht vor ins Kommende, sondern reiht sich punkthaft von Augenblick zu Augenblick wie die Perlen an der Kette.

Dies war ein Blick ins Gestaltgesetz der wüstenländischen Rasse*. In ihr liegt vorgezeichnet eine völlig andere Haltung zur Welt als jene Haltung, die im Gestaltgesetz der nordischen Seele gründet und die in einer besonders ausgeprägten Weise auf unseren Bildern 1 und 2 verkörpert wird. Sie ist aber nicht nur in besonderen Augenblicken gesteigerten Lebens erkennbar, sondern in jeder Lebensregung überhaupt. Bild 5 und 6 zeigen nebeneinander ein deutsches Mädchen von wesentlich nordischer Gestalt und Haltung und daneben ein Mädchen von wüstenländischer Gestalt aus einer arabischen Stadt. Jede von beiden fand sich, während die Aufnahme gemacht wurde, in eine für sie nicht gewöhnliche Lage versetzt, die ihr recht peinlich war. Doch jede verhält sich ganz anders. Das nordische Mädchen hält sich die Lage, in der sie sich befindet, sachlich gegenüber, nimmt Stellung dazu, rückt die Dinge zurecht und „wird damit fertig". Der Blick ihres Auges greift geraden Weges hinaus und leistet etwas an dem, was er trifft. So blickt man mit nordischen Augen. Das wüstenländische Auge ist für andere Blicke geschaffen. Das andere Mädchen kam mit ihrem Vater in das Haus, das ich bewohnte und das ihm gehörte. Er wollte die Miete steigern. Nach mehrfachem Mißerfolg brachte er die Tochter mit: ihr entschleiertes Antlitz sollte mich verwirren. Als die Aufnahme fiel, war ihre Hoffnung im Schwinden. Der Blick auf Bild 6 hält sich gerade auf der Waage: Was bringt der Augenblick? Fällt mir die Beute noch zu oder werde ich selber zur Beute? Was eine Kamera ist, war ihr nicht unbekannt, und sie spürte wohl den Zugriff des Zauberkastens, wenn ich auch unauffällig und beiläufig verfuhr. Aber sie setzt nichts entgegen und hält sich nichts gegenüber. Sie entwindet sich, indem sie gleichsam erlischt: sie schaltet sich aus und ist dann nicht mehr „da". Inzwischen geht der Augenblick vorüber, und was

---

* Vgl. L. F. Clauß, Rasse und Seele, 4. Kap.: Der Offenbarungsmensch. Die wüstenländische (orientalide) Rasse. — Man könnte sie auch die ursemitische Rasse nennen, weil von ihr die semitischen Sprachen geschaffen sind. Unter den echten Arabern, zumal den Beduinen, herrscht sie noch heute vor, nicht aber im Judentume. Sie unterscheidet sich tief von der oben erwähnten vorderasiatischen Rasse (vgl. Rasse und Seele, 5. Kap.: Der Erlösungsmensch), die in der jüdischen Rassenmischung überwiegt. Der ursemitische (wüstenländische) Einschlag im heutigen Judentum, zumal dem in Europa vorfindlichen, ist ziemlich gering.

dann kommt, weiß nichts vom Geweſenen. So blickt man und lebt man aus wüſtenländiſchen Augen.

Alle unſere Beiſpiele, die wir zeigten, ſind aus dem bunten, aber gewöhnlichen Alltag genommen. Sie enthalten nichts Seltenes, nichts feſtlich Beſonderes. Was ſie enthüllen, iſt alltäglich und allgültig wie ſie.

In der Haltung zur Welt liegt immer ſchon Weltgeſtaltung. Die Welt der Deutſchen iſt in nordiſcher Haltung geſchaffen und iſt darum in nordiſchem Stile geſtaltet. Jede fremde Linie darin ſtört unſere Weltgeſtalt. Wir können das Fremde achten und ehren wie irgend etwas, das gottgeſchaffen iſt ſo gut wie wir. Aber es kann nie unſer werden: es iſt fremd und ſoll fremd ſein.

Nachwort

Die beiden ersten Abschnitte „Einzigartig oder artgemäß?" und „Die dritte Wahrheit" enthalten Wort für Wort den ersten Teil einer Antrittsvorlesung, die ich am 16. November 1936 in der Alten Aula der Berliner Universität gehalten habe. Sie zeigen den Ursprung und geschichtlichen Einsatzpunkt der Rassenseelenforschung als Wissenschaft. Reichsamtsleiter Hederich forderte mich nach der Vorlesung auf, aus ihr ein Heft für die „Schriften der Bewegung" zu machen — eine Anregung, die ich ihm herzlich zu danken habe. In den beiden Hauptabschnitten „Gestalt wird sichtbar" und „Seele / Welt / Volk" beschränke ich mich nicht mehr auf das, was jene Antrittsvorlesung brachte, die ja nur der Auftakt zu einer Gesamtvorlesung von der Dauer eines ganzen Winters war. In dieser Schrift wird die Linie weiter und doch zugleich straffer gezogen als dort: wir entwickeln hier die tragenden Grundeinsichten der Rassenseelenforschung, in denen ihre wissenschaftliche und ihre politische Aufgabe gründet. Politisch heißt hier nichts anderes als volksgestaltend.

Im Frühjahr 1937. L. F. C.

Inhalt

Einzigartig oder artgemäß? 3

Die dritte Wahrheit 6

Gestalt wird sichtbar 11

Seele - Welt - Volk 21

Riigiraamatukogu
№ A 36571:2

Von Ludwig Ferdinand Clauß

sind folgende rassenseelenkundlichen Werke erschienen:

Rasse und Seele

Eine Einführung in den Sinn der leiblichen Gestalt.

Mit 176 Abbildungen. 8. Auflage. München 1937, J. F. Lehmanns Verlag

Die nordische Seele

Eine Einführung in die Rassenseelenkunde.

Mit 24 Kunstdrucktafeln nach eigenen Aufnahmen des Verfassers. 6. Auflage. München 1937, J. F. Lehmanns Verlag

Rasse und Charakter

Band 1: Das lebendige Antlitz.

Mit 55 Bildern in Kunstdruck nach eigenen Aufnahmen des Verfassers. Frankfurt a. M. 1936, Verlag M. Diesterweg

Semiten der Wüste unter sich

Miterlebnisse eines Rassenforschers.

Mit 36 Kunstdrucktafeln nach eigenen Aufnahmen des Verfassers. Berlin 1937, Büchergilde Gutenberg

Zahlreiche Beiträge zur Zeitschrift „Rasse“,

herausgegeben von R. v. Hoff
in Verbindung mit L. F. Clauß und H. F. K. Günther

Verlag B. G. Teubner, Leipzig

Das nationalsozialistische Schrifttumsverzeichnis

NS.-Bibliographie

Das für die Bewegung bedeutsame Werk erscheint seit Januar 1936 in monatlichen Lieferungen. Sie geben jeweils einen Überblick über wichtige Bücher, eine zusammenfassende Schau über den Stand der geistigen Auseinandersetzung um die Durchsetzung der nationalsozialistischen Weltanschauung in den deutschen Zeitschriften und einen Überblick über wichtige Abhandlungen zu den Fragen unserer Zeit aus der Presse, wobei insbesondere die Reden der führenden Männer Deutschlands quellenmäßig mit einer kurzen Inhaltsangabe verzeichnet werden. Der besondere Wert der nationalsozialistischen Schrifttumszusammenstellung (NS.-Bibliographie) liegt darin, daß hier nicht eine bloße Aneinanderreihung von Titeln geboten wird, sondern daß jedem Beitrag eine kurze Beschreibung nach Inhalt, aufgeworfenem Fragenkreis und Zusammenhang mit dem politischen Geschehen mitgegeben wird. Damit aber wird das nationalsozialistische Schrifttumsverzeichnis zu einem unerläßlichen, bedeutsamen Hilfsmittel in der Hand aller Parteigenossen, die geistig-politisch arbeiten, sei es im Rahmen der Schulung und Erziehung der Partei, sei es als Leiter oder Sachbearbeiter politischer Arbeitsbereiche oder sei es im Rahmen der täglichen Auseinandersetzungen über Fragen unserer Zeit im Schrifttum. Die NS.-Bibliographie ist zu beziehen durch den Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., Zweigniederlassung Berlin SW 68, Zimmerstr. 88/90

—,40
10.3.42

A36511:2

Einzelpreis 40 Pfg., ab 50 Stück 36 Pfg., ab 100 Stück 35 Pfg.

EESTI RAHVUSRAAMATUKOGU
1 0100 00156065 1